

# Die Maschine

Autor(en): **Gnädinger, Fritz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **45 (1941-1942)**

Heft 19

PDF erstellt am: **26.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-672472>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Gönnt du mir nicht, daß ich einmal meine Lunge vollpumpe von der herrlichen Luft, die ihr hier oben verschwenderisch zur Verfügung habt? Sie prustet und schüttelt den Kopf. Ich gehe weiter.

Langsam verändert sich die Umwelt. Ich komme in Steine und Geröll. Der Baumbestand wird dünner. Die Sonne brennt heißer herein. Aber dafür bläst ein Windlein vom Mittaghorn herunter. Willkommen! Wie angenehm das erfrischt!

Ein Rudel Touristen rumpelt hernieder. Die schweren Nagelschuhe poltern auf den Steinen. Man sieht es den braunen Gesichtern an: sie sind ganz oben gewesen! Wohl auf dem Allalin. Sie kommen von der Britanniahütte. Ihr Führer geht voran. Gut gelaunt sind sie. Sie haben heute morgen Glück gehabt. Sie sind über den Gletscher gewandert und haben den reinen, blauen Himmel über sich gehabt. Das schafft den Hochtouristen gute Laune. Ich gönne ihnen gerne die Freude. Auch ich bin ja nicht umsonst unterwegs. Der Mühe Preis wird mir oben nicht vorenthalten werden.

Ich bin am Ziel. Ein einfaches Steinhaus steht da. Der Tourist, der nicht mit verwöhnten Wünschen heraufkommt, wird finden, was er braucht. Aber jetzt gilt's, zuerst Umschau zu halten und alle vier Himmelsrichtungen abzugucken. Man ist der blendenden Eisregion näher, genießt sie sozusagen aus erster Hand und sucht mit seinem Fernglas die Kämme, Spitzen und Übergänge ab, ob vielleicht eine Partie zu entdecken wäre. Sie könnte meinem Auge nicht entgehen, denn die weißschimmernden Felder liegen vor mir mit ihren tückischen Geraks, mit ihren Hängen und Kuppen. Wahrlich, es hat sich gelohnt, die 600 Meter aufzusteigen. Viel neue Perspektiven haben sich zwar nicht aufgetan, das Bild ist nur

herrlicher, bezaubernder geworden, auch wenn Nebelfahnen herumflattern und da und dort eine Spitze zudecken. Das schafft Bewegung und Abwechslungen, und mit Spannung verfolgt man die sich stets verändernden Szenen des Schauspiels.

Da schlägt ein Wind um die Ecke und tollt mit Pfeifen über die Höhe. Gleich ist hinter dem Hause ein ruhiger Winkel gefunden, und siehe da, er zeigt mir das niedliche Hochtal der Allmaggeller Alp mit seiner einsamen Hütte und den schönen Weiden. Ein Bach kommt daher und stäubt in einem hohen Fall der Saaser Wisp zu, und talaus fliegen die Blicke, und man geht in Gedanken die Wege noch einmal, die man in der Post und zu Fuß zurückgelegt hat. Wie klein ist der Flecken Saas-Grund geworden, wie niedlich Saas-Fee, von dem ich First um First erkenne. Mir scheint, ich könnte einen kühnen Sprung machen auf mein Hotel hinunter.

Land und Leute, sie gehören zusammen. Ich freue mich immer, mit Einheimischen in Berührung zu kommen. So setze ich mich zum aufgeschlossenen Sohn eines Bergführers und lasse mir manches erzählen vom Gehaben, Leben und Treiben der Saaser. Und ein Tropfen Döle gehört dazu, jener rote Walliser Wein, dessen Milde und delikates Aroma das Meiste der Glut des Haupttales verdankt. Ich blättere in einer Sagensammlung, schöpfe aus einer alten Chronik historische Reminiszenzen und erfahre, wie einst schwere Breiten und Epidemien die Bergbevölkerung hier herum heimgesucht haben, wie Dörflein in Flammen aufgingen und weit oben im Tale der Mattmarksee sich entleerte und Überschwemmungen anrichtete, die bis weit hinunter mächtigen Schaden verursachten.

(Fortsetzung folgt.)

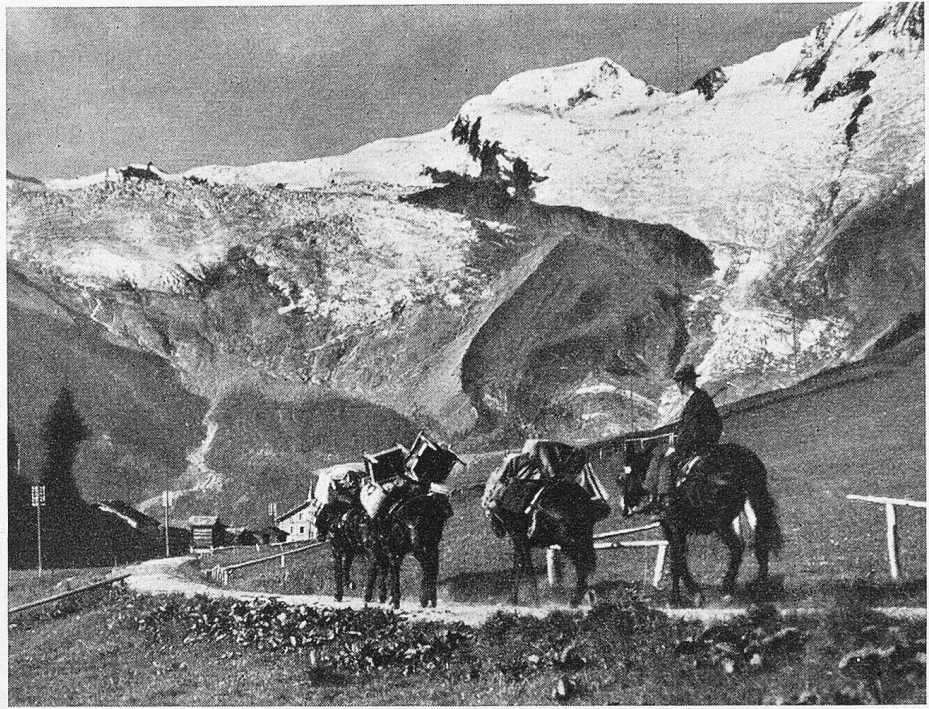
## Die Maschine

Der Krieg zog vorüber wie ein Orkan. Seit Menschengedenken hatte man einen solchen Sturm nicht erlebt. Die ganze Ernte war vernichtet, und die ganze Jugend des Dorfes nahm der Krieg mit sich fort. Einige fand man tot auf den schwarzgebrannten Getreidefeldern, andere am Waldrand, viele zogen mit dem Kampf und

Rauch gegen Osten. Mit ihnen auch Mischa, der Sohn des alten Nikolai. Dieser Tage brachten Frauen aus dem Nachbardorf einen letzten Gruß von ihm an seine junge Frau. So ward er in fremde, aber doch in heilige, russische Erde gebettet. Vater Nikolai weinte und betete. Er hatte diese Nachricht erwartet, aber trotzdem schmerzte



sie ihn jetzt so sehr. Er tröstete sich und seine Schwiegertochter mit dem Hinweis auf Hiob: „Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen...“ Aber sie war untröstlich. Sie weinte, sie schrie, schlug wild um sich wie eine Wahnsinnige. Der Hinweis des Vaters auf Gott nützte nichts. Sie fluchte des Krieges, fluchte der Maschine, die alles Unglück, allen Krieg verursacht habe. Nikolai wußte, das war die Anschuldigung aller Weiber und Kinder und der fünf alten Männer



Phot. E. Gyger, Adelboden

Maultierpost

Nr. 1217 BRB. 3. 10. 39.

des Dorfes, die der Krieg hier zurückgelassen. Und diese Einbildung war schuld gewesen, daß vor Wochen, als so ein feindliches Ungetüm, Tank genannt, als Nachzügler die Gegend durchfuhr, die Frauen aufstanden. Nikolais Mahnung half nichts. Nataſcha, seine Schwiegertochter, forderte ihn sogar auf mitzukommen, sie anzuführen! Er beschwor sie, das Unglück nicht noch zu vergrößern und wurde dafür ein Verräter genannt. Mit Prügeln, Bickeln und Hämmern zogen die Frauen aus, und am Waldrand, wo der Weg durch den Bach geht, brachten sie die Maschine mit Baumstämmen, die sie in den Weg gerollt, zum Anhalten. Holzklöße wurden ins ratternde Getriebe geschoben und der ganze Tank mit Erdöl übergossen und angezündet. Einen feindlichen Soldaten, der nach heftigem Maschinengewehrfeuer den Tank verlassen wollte, erschlugen sie mit einem Karst. Eine mächtige Explosion folgte, bei der ein Teil der Maschine in die Luft, ein anderer durch die Büsche flog. Fünf Frauen lagen tot im Wald. Die anderen flohen. Sie kehrten erst in der Nacht und in den folgenden Nächten scheu in die Häuser zurück. Oben am Waldrand stand der ausgebrannte Tank. Die Alten beerdigten die Toten. Zwei der Frauen waren erschossen, drei von der Explosion getötet.

Vater Nikolai verstand erst allmählich, nach Gesprächen mit seiner Schwiegertochter und anderen die tieferen Gründe dieses Unglücks. Die Maschinen sind schuld am Krieg, sagten die Frauen. Sie haben unsere Männer getötet. Nicht die feindlichen Soldaten, denen allein hätten unsere Heere widerstanden. Aber diese Maschinen, die Feuer und Schwefel und weiß der Teufel was noch mehr schleuderten. Eine unheimliche Kraft stand dahinter.

Vor Jahren war das eine große Freude gewesen im Dorf, als sie einen Traktor erhielten mit einem großen Pflug und einem Getreidemäher und einer Dreschmaschine. Einen Traktor nicht unähnlich den Tanks, die sie jetzt verfluchten. Damals bewunderten und bestaunten sie die Maschinen, ja sie beteten sie nahezu an, als sie sahen, was sie leisteten. Nur Vater Nikolai hielt sich reserviert, zum Ärger seiner Kinder. Er ist alt und immer ein besonderer Rauz gewesen, er versteht das nicht mehr, sagte Mischa zu seiner Frau. Die Maschinen brachten ihnen damals Glück und Freude. Die Feldarbeit lief leichter vonstatten, der Anbau nahm an Umfang zu, die Erträge stiegen, und es kam Geld ins Dorf, viel Geld. Es ging ihnen allen gut. (Alle wollten reich werden.) Das alles verdankten sie der Maschine.



Sogar Vater Nikolai mußte das zugeben, obwohl er seine Bedenken behielt. Er half später sogar regelmäßig mit bei der Arbeit, wenn Mischa den Traktor führte und interessierte sich immer mehr für die „Mechanik“, wie er den Motor benannte.

Jetzt hatten die gleichen Maschinen das Elend gebracht. Die Feinde beneideten das blühende Land und den Wohlstand, darum rasten sie mit diesen Tanks heran, trieben die Männer fort aus dem Dorf und brannten die Häuser nieder. Ihren Traktor nahmen die eigenen Truppen mit, um nichts dem Feinde zu überlassen. Im Dorf ängstigte man sich bereits auf den kommenden Sommer: keine Männer, keine Maschine, kein Tiere, nur noch wenige Werkzeuge und wenig Samen. — Wir werden hungern, sterben oder ausziehen! Das stand jedem vor Augen. Manche griffen zum Stock, banden ihre restliche Habe in ein Tuch und zogen weg aus der einsamen Gegend in der Richtung, wo mehr Menschen wohnten. Erst gestern kehrte wieder ein Trupp solcher Auswanderer zurück. An andern Orten stand es nicht besser. Alles zerstört. Ganze Dörfer, Städte durch diese teuflischen Maschinen vernichtet. So verstand man die blinde Wut dieses kleinen Haufens Leute im Dorf. So wenigstens erklärte es sich Vater Nikolai.

Eines Tages schlich Nina, die Nachbarin, zu Natascha in die Küche. „Du, Natascha, es sind viele Krähen hinter deinem Haus,“ sagte sie, „das bedeutet Unglück. Versteck deinen Vater Nikolai. Sie wollen ihn töten. Man sah ihn schon mehrmals bei der Maschine. Er soll sogar hineingestiegen sein. Das bringt uns Unglück, behaupten die Alten. Warne ihn. Piotr besitzt noch ein Gewehr... Aber laß mich bitte aus dem Spiel. Kein Wort von mir, hörst du! Ich mein's in aller Güte. Ich wollte nur... bevor ein Unglück passiert. Man kennt ja den alten Piotr.“

Die erschrockene Natascha wußte nicht was sagen. Sie dankte. Nina verabschiedete sich. Natascha suchte ihren Schwiegervater. Sie fand ihn nirgends. Wenn jetzt etwas... sie scheute sich daran zu denken. Er ging weg und kommt nicht mehr heim? O er hat auch immer so Ideen im Kopf, so eigenes Zeug, gar nicht wie andere Leute. Daß er Schlechtes beabsichtige, das kann

nicht stimmen; daß er gar Unglück bringe, nein, das ist falsch. Das sollten aber auch die andern wissen. Jederzeit mahnte er zum Guten. Hätte man nur eher auf ihn gehört, der ganze Krieg wäre nie gekommen. Natascha steht jetzt mehr auf seiner Seite, nachdem sie die Wut an der Maschine gekühlt und das Unheil sich dadurch nur vergrößerte. Aber man wurde einfach nicht klug aus ihm... Früher, als alle Leute für die Maschine begeistert waren, äußerte er sich dagegen, jetzt, wo sie alle verfluchten, soll er sogar... wenn ihm nur nichts zugestoßen ist. Natascha ängstigt sich sehr, schaut gespannt durchs Fenster und wischt mit der Schürze die Augen. Wenn er auch noch wegbliebe wie Mischa...

Er kam. Spät am Abend, als schon dunkle Nacht um die Häuser lag, trat er ein. Vor lauter Angst und Weinen hatte Natascha zu kochen vergessen und dachte erst wieder daran, als er nach dem Essen frug. Er schien aufgeregt zu sein. Sie wagte aber noch nichts zu sagen. Erst als die dünne Hafersuppe auf dem Tisch dampfte, erzählte sie, was sie vernommen. Nikolai erschrak nicht. „So, also doch die Eigenen, — ich dachte mir's, — o die Dummköpfe, wissen nichts Geseiteres mehr. Sie sind ganz verwirrt vom Krieg. Am Waldrand lauerten sie. Ich bemerkte es wohl. Nur kannte ich sie nicht mit meinen schlechten Augen. Darum zog ich den weiten Umweg durch den Wald vor. Aber ich muß mit ihnen reden.“

„Was denkst du, Vater, sie wollen...“ Natascha wagte es nicht auszusprechen.

„Schafsköpfe die,“ schalt er, „heute abend noch will ich sie auffuchen.“ Natascha erschrak wiederum sehr. In ihrer inneren Bedrängnis wußte sie aber nichts zu erwidern.

Noch am selben Abend ging er hin. Als er dem Hause des alten Piotr sich näherte, vernahm er lebhaftes Gespräch. Sie schliefen also noch nicht. Seit der Krieg die Hälfte der Häuser eingäschert, wohnten die fünf Greise hier beieinander. Wie er an die Türe klopfte, verstummte der Disput im Innern des Hauses. Er trat ein und grüßte ins Stockdunkel des Raumes. Zwei Männerstimmen brummt etwas Undeutliches. Aber trotzdem er nichts sah, spürte er, daß mehrere Personen da im Dunkel beisammen sein

mußten. Er hatte sie ja auch vorhin noch eifrig reden hören. Sehen konnten auch sie ihn nicht. Aber sie kannten einander an der Stimme.

„Hier bin ich,“ sprach sie Vater Nikolai an, „ihr wollt mich aus der Welt schaffen, wie ich hörte.“ — Alle schwiegen.

„Weil ich die Kriegsmaschine am Wald repariere,“ fuhr er weiter.

Noch gab keiner eine Antwort.

„Ich denke nur, daß ihr sie wohl noch brauchen könnt,“ redete Nikolai weiter.

„Der Krieg ist bei uns vorbei,“ polterte eine sehr grobe Stimme von der andern Seite her, „was wollt ihr bei uns noch holen?“

„Ihr dürft nicht nur immer an den Krieg denken,“ erwiderte Nikolai, „aber wer will im Frühjahr unsere Felder pflügen, wenn wir keine Maschine haben. Ihr könnt doch den Pflug nicht selbst ziehen. Es ist wohl möglich, daß der Motor zu reparieren ist, wenn ihr mich machen läßt, wir müssen doch etwas zu essen pflanzen.“

„Die Maschinen sind vom Teufel,“ rief plötzlich einer mit lauter Stimme.

„Nur wenn man nicht weiß, was machen damit, wenn man zuviel hat. Das ist wie mit Landarbeitern, die man anstellt, man muß ihnen eine Arbeit geben, daß sie etwas leisten können, sonst tun sie zu nichts gut, saufen und prügeln sich. Ihr kennt das ja. Die Maschine braucht eine Aufgabe. Sie muß für den Menschen schaffen und nicht gegen ihn. Erst dann darf man sie laufen lassen,“ erklärte Nikolai.

„Ja, meinst du?“ vernahm man jetzt eine fragende Stimme.

„Versprechen kann ich nichts. Es ist aber wohl möglich. Laßt mich vorläufig in Ruh. — Gute Nacht.“

„Bleibt, Vater Nikolai! Erzählt! Wir wollen helfen!“ drängten nun auf einmal mehrere Stimmen miteinander.

Darauf war Nikolai nicht gefaßt. Er hatte sich vorgenommen, sofort wieder zu gehen, nachdem er seine Meinung gesagt. Jetzt aber blieb er. Es wurde noch lange darüber gesprochen, was werden soll aus diesem Ruin, den der Krieg hinterlasse.

Fritz Gnädinger.

## Genug Vitamin C?

Die Vitaminforschung hat in den letzten zehn Jahren gewaltige Resultate erzielt, Ergebnisse, über welche man in diesen Kriegszeiten außerordentlich froh sein kann, denn sie tragen viel zur Sicherstellung der Ernährung mit lebenswichtigen Stoffen bei. Man ist zwar noch nicht hinter die letzten Geheimnisse der sogenannten Wirkstoffe gekommen, doch kennt man beispielsweise beim Vitamin C die Tatsache, daß bei ungenügender Versorgung des menschlichen Körpers sogenannte Vitaminmangel-Krankheiten auftreten können, wie Skorbut, Zahnfleischwund usw. Wichtiger ist indessen, daß bei mangelnder Vitamin C-Zufuhr der Körper gegenüber einer ganzen Menge von Infektionskrankheiten weniger gut gewappnet ist, daß er — wie man sagt — für diese Krankheiten anfälliger geworden ist. Die Widerstandskraft gegenüber den Angriffen der Bakterien ist kleiner geworden, die Krankheiten vermehren sich,

treten in stärkeren Formen auf, kurz, die ganze Volksgesundheit steht auf dem Spiel.

Kartoffeln, Milch, frische Gemüse — vor allem Kohllarten und Rüben — Apfel sind die wichtigsten Vitamin C-Spender. Bei reichlicher Versorgung sollte der Bedarf gedeckt werden können, es sei denn, man arbeite körperlich sehr stark oder sei durch Krankheiten heimgesucht. In diesen Fällen muß künstlich hergestelltes Vitamin C zugeführt werden. Man kann aber, wenn die Versorgung mit den C-Spendern knapp wird, auch aus Vorbeugungsgründen zur Verabreichung zusätzlichen Vitamins C kommen. Diesen Weg hat man beispielsweise in Deutschland beschritten, wo in erster Linie an Soldaten, an Mütter, Säuglinge und Schulkinder Vitamin C-Tabletten, die einfach herzustellen sind, abgegeben wurden. Man hat dabei an 2,13 Millionen Schulkindern, welche zusammen 202 Millionen Stück Vitaminzucker in